

Der Mensch, die Zeit und das Programm.

Von Clemens Münster, München

Diesem Aufsatz liegt das Manuskript eines Vortrags zugrunde, der auf einer Tagung des Katholischen Rundfunk-Direktoriums in Deutschland (KRD) am 14. Oktober 1955 im Anschluß an einen Vortrag von Professor Pascher in Bremen gehalten wurde.

Die mit dem Thema gestellte Frage stellt ein vorzügliches Instrument dar, Struktur und Funktion des Programms in der für seine Wirkung maßgebenden Schicht bloßzulegen. Der Ansatzpunkt zu einer solchen Untersuchung über Mensch, Zeit und Programm ist nämlich durch folgenden Sachverhalt gegeben: Das Schicksal des Menschen vollzieht sich in der Zeit und in seinem Verhältnis zur Zeit. Dieses Verhältnis ist dadurch bestimmt, daß der Mensch die Zeit als Vergänglichkeit erfährt und sich gegen sein Vergehen in der Zeit wehrt. Die Technik aber vergrößert die Erlebnismöglichkeit innerhalb unserer begrenzten Lebensdauer. Insbesondere lassen uns Rundfunk und Fernsehen Räume und Zeiten auf eine neue Weise handhaben: Das Programm stellt eine zeitliche Ordnung dar; sein jedem Menschen zugänglicher Inhalt kann dazu beitragen, die Fesseln von Zeitlichkeit und Vergänglichkeit zu lockern.

Um aus diesem Sachverhalt brauchbare Ergebnisse zu gewinnen, muß ich eine grundlegende Erwägung vorausschicken. Sie kann hier nur in Umrissen angedeutet werden, und ich muß mich dabei einer etwas rohen Terminologie bedienen.

Wir erfahren und beschreiben uns selbst, die Welt und die Geschichte in Raum und Zeit. Während wir aber den Raum als etwas scheinbar Beständiges und Neutrales erleben, als eine Art Gerüst, an das man sich halten kann, erscheint uns die Zeit auf eine schwer faßbare und beunruhigende Weise. Augustinus hat sich damit auf unübertreffliche Weise im 11. Buch seiner Bekenntnisse auseinandergesetzt. Wir begreifen die Zeit zunächst als das Maß der Bewegung, der Veränderung und des Vergehens, als den ἀριθμὸς κινήσεως des Aristoteles. Am Beginn der Rechenschaft, welche die Menschheit sich gibt, sagt Heraklit: Alles ist im Fluß. Alles ändert sich ohne Unterlaß, alles vergeht. Das Fortschreiten der Zeit kommt uns zu Bewußtsein im Wechsel der Tage, Nächte und Jahreszeiten, im Umschwung der Gestirne, im strömenden Wasser und jeglicher Bewegung, im Schlag des eigenen Herzens, im Werden und Vergehen. Aber wir erfahren die Zeit nicht nur als stetigen Fluß, als Zahl und Maß und Uhrzeit, nicht nur im Wortsinn chronologisch. Stunde ist nicht gleich Stunde. Wir erfahren die Zeit auch als Folge unerwarteter Ereignisse, als Folge von Situationen, in denen etwas mit uns geschieht oder etwas von uns verlangt wird, nämlich uns zu entscheiden. Diese Ereignisse und Situationen

sind Folgen anderer Ereignisse und Entscheidungen und werden selbst Folgen haben. Mit anderen Worten, wir erfahren die Zeit auch qualitativ, nämlich als „Stunde“, als „Augenblick“, als „Kairos“ und als Geschichte, als Schuld, als Schicksal. Geist und Freiheit machen den Menschen Gott ähnlich; aber erst Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit machen das Wesen des Menschen und das eigentliche Pathos seiner Daseinserfahrung aus. Sein Wesen ist also durch etwas konstituiert, das in einem säkularen Verstande zugleich sein Todesurteil enthält. Der erste Schrei des Säuglings nimmt bereits den Kredit endlich vieler, höchstens aber einer Milliarde Atemzüge in Anspruch, der dem Menschen gewährt ist. In my beginning is my end, in meinem Anfang ist mein Ende, hebt das zweite der vier Quartette von T. S. Eliot an. Wir wissen auch, daß die Zeit, die nach astronomischen Befunden vor wenigen Milliarden Jahren begonnen haben könnte, alles zerstören wird, was in ihr entstanden ist. In der Geschichte stehen aber heißt auch, daß wir weder Tag noch Stunde der Untergänge kennen, die uns bereitet sind.

Dieser Sachverhalt ist die Quelle unserer Seinsangst, aber nicht der einzige Grund unseres tiefen Unbehagens gegenüber der Zeit. Im Gegensatz zum Raum gewährt uns nämlich die Zeit keine Freiheit; die Geschichte aber vermindert fortschreitend die Freiheit, deren wir für die Entscheidungen bedürfen, welche die Geschichte selbst uns abverlangt. Es gibt keinen Stillstand in der Zeit; wir können unseren Platz in ihrem Ablauf, in der Chronologie, in der Geschichte nicht wählen noch verändern. Sie hält uns wie ein Strom, auf dem wir treiben, dessen Ufer unsichtbar sind und dessen Mündung Tod bedeutet. Wir können die Sonne nicht anhalten wie Josue, die schönen Augenblicke nicht verweilen lassen, nicht ins Biedermeier emigrieren. Die Stunde der Entscheidung und der Fortuna, der Begegnung und der Gnade geht unwiderbringlich vorüber. Und mit jeder Wahl, jeder Entscheidung geben wir etwas von unserer Freiheit preis, weil sie Folgen haben, die uns betreffen und treffen. Mit jedem Tag werden unsere Möglichkeiten geringer, wird unser Weg enger. Wir verstricken uns im Netz unserer eigenen Handlungen und sind bereits gefangen in den Folgen der Geschichte.

Der Mensch kann gar nicht anders, als sich gegen Vergänglichkeit und Kausalität zu wehren. So nehmen das Leben des einzelnen und die Geschichte den Charakter eines tragischen Kampfes mit der Zeit, der Vergänglichkeit und der Kausalität an. Tragisch ist dieser Kampf deswegen, weil ja in der Zeit, die seine eigentliche Krankheit zum Tode bedeutet, das Dasein gründet und jeder Versuch, sich von der Zeit unabhängiger zu machen, das Dasein selbst bedroht. Tragisch auch deswegen, weil wir Freiheit einbüßen, indem wir frei handeln und weil dieselbe Kausalität, die uns die Folgen unserer Handlungen präsentiert, die wichtigste Voraussetzung für den Sinn der Geschichte und unseres Daseins ist. Im Selbstmord aus Angst vor dem Tode, in der Neurose, in welcher die Identität mit dem Selbst aufgegeben wird, um den Folgen der Schuld zu entgehen, wird der Konflikt auf die Spitze des Un-Sinns getrieben. Aber diese äußersten Fälle zeigen doch sehr deutlich, wie sehr durch das dialektische Verhältnis des Menschen zur Zeit der Sinn des Daseins selbst bedroht ist.

Sicher fünf Jahrtausende lang, vielleicht fünfzig und mehr, hat sich der Mensch mit der Vergänglichkeit, der Schuld, dem Tode und der drohenden Sinnlosigkeit auseinandergesetzt. Er hat Heilmittel und Palliative, magische

Praktiken, physikalische und metaphysische Aufklärungen gefunden. Er ist mit diesen Fragen nicht fertig geworden. Aber mir scheint, daß seine Geschichte, seine Werke und Taten nur verstanden werden können als Zeichen eines großen und scheinbar vergeblichen, ja geradezu donquixotischen Kampfes gegen Vergänglichkeit und Kausalität, gegen Schuld und Sinnlosigkeit, wenn man will: gegen die Zeit.

Ich muß es mir an dieser Stelle versagen, auf die Erscheinungsformen dieser gewaltigen Auseinandersetzung einzugehen. So mag es mir auch erlaubt sein, den Ausdruck „Kampf gegen die Zeit“ als abkürzende Formel für einen Sachverhalt zu gebrauchen, der viel verwickelter ist, als ich es hier andeuten kann.

Nun möchte man vielleicht einwenden, es bestehe kein Grund, heute von diesen Dingen so viel Aufhebens zu machen; der Mensch sei sich immer gleich geblieben und das einzig wirksame Heilmittel, nämlich die Wahrheit, immer dieselbe. Trotzdem hat sich in den letzten Jahrzehnten unser Verhältnis zur Zeit in einer tief beunruhigenden Weise verändert. So ist die Zeit Gegenstand der Forschung geworden. Ich erinnere an Relativitätstheorie und Quantenmechanik, an die Ergebnisse der Astronomie, der Psychotherapie — ich darf hier vor allem auf die Untersuchungen von Gebattel verweisen —, an die Philosophie Heideggers und anderer. So ist die Technik die Zeit angegangen mit Uhren hoher Genauigkeit, mit gesteigerten Geschwindigkeiten im Verkehr, Produktion und Nachrichtenübermittlung, mit der Messung der größten Geschwindigkeiten und der kürzesten Zeiten. Sowohl die wissenschaftliche Analyse als auch die Technik haben Raum und Zeit enger miteinander verknüpft und zu einer neuen Vorstellung von der Struktur der Welt geführt. Wir brauchen nicht einmal an die Physik zu denken. Die Entfernungen auf der Erdoberfläche erscheinen uns reduziert nach dem Maß der Geschwindigkeit, mit der Wirkungen über diese Distanzen übermittlelt werden. Durch die technischen Geschwindigkeiten ist der Bereich, aus dem heraus Wirkungen auf irgendeinen beliebigen Menschen ausgeübt werden können, auf die ganze Erdoberfläche ausgedehnt worden. Die Vergangenheit wurde in einer noch vor hundert Jahren unvorstellbaren Weise erschlossen und durch Speicherungsverfahren und Reproduktionsmittel allgemein zugänglich gemacht. Jedermann kann heute innerhalb eines Tages und während seines Lebens erheblich mehr erfahren und erleben als irgendeiner seiner Vorfahren. Die Quantität des Erlebten und die Erlebnisdichte haben in einem Maße zugenommen, welches das Leben selbst völlig verändert hat. Es konnte nicht ausbleiben, daß zunehmend unser Leben nach genauen Zeitplänen reguliert, technische Prozesse automatisch gesteuert werden.

Nun hat sich der Mensch der lähmenden und zerstörenden Macht der Zeit außer durch Werke und Taten vor allem auf zwei Wegen zu entziehen versucht. Er ordnete die Zeit, sei es, indem er sich an die großen, natürlichen Ordnungen der Zeit, der Tage und Jahreszeiten anschloß, sei es durch Setzung von Festen und Gedenktagen. Er wandte sich aber auch von den zeitlichen Dingen immer wieder den ewigen zu. Jede Religion hat dazu beigetragen, die Macht der Zeit zu relativieren. Überwunden wird sie erst im Glauben an die Ewigkeit. Ihre Entdeckung — Skeptiker sprechen von ihrer Erfindung —, gehört zu den großen Durchbrüchen der Menschheit. Sie hat ihren Niederschlag schon in frühen ägyptischen Texten und im ersten Satz der Genesis gefunden. Jahwe ist vor dem Anfang der Zeit . . .

Der Begriff der Ewigkeit ist, und auch das gehört zu den Symptomen, denen wir hier begegnen, von dem Schicksal so vieler anderer, für das Dasein geradezu entscheidender Begriffe nicht verschont geblieben: außerhalb eines sehr kleinen Kreises ist das Wort fast bis zur Unkenntlichkeit abgegriffen, der Begriff auf den Wegen verschiedener Entwicklungen formalisiert oder diffus geworden. Es wird keine leichte Aufgabe sein, ihn wiederherzustellen und ideengeschichtlich in einer Weise zusammenzufassen, die der Wirklichkeit, um die es sich handelt, und der Sicht, die wir von ihr gewonnen haben, gerecht wird. Nur so könnte ihre Wirksamkeit in unserer an die Zeit verlorenen Gesellschaft wiedergewonnen werden. Heute sind die Wahrheiten, die den Sinn des Daseins erschließen, indem sie Zeit und Vergänglichkeit transzendieren, weithin verblaßt, unwirksam geworden, verlorengegangen. Es wäre verhängnisvoll, sich über die Unwirksamkeit der Philosophie bei den Intellektuellen oder über den Schwund der Religion sogar bei den Gläubigen Illusionen zu machen. Nun ist die Zeit vermutlich von Anbeginn an im Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen und kultischen Bräuchen geordnet worden. Noch ist unser Jahr durch Sonntage und religiöse Feste geprägt. Schon haben sich mit Hilfe der Technik die natürlichen Bindungen an Tages- und Jahreszeiten gelöst. Mit dem Glauben an die Ewigkeit aber verliert der Mensch seine wichtigste Sicherung gegen die Zeit, wird ohne Hoffnung dem Vergehen, der Sorge, der Verzweiflung überantwortet.

So kann es nicht überraschen, daß sich jenes Unbehagen gegenüber der Zeit in unseren Tagen vertieft, ja zu einem bestimmenden Teil unseres Lebensgefühls geworden ist. Es tritt überall, auch in der zeitgenössischen Literatur, zu Tage. Als einziges Beispiel sei der Anfang des oben erwähnten zweiten der „Vier Quartette“ Eliots zitiert.

In meinem Anfang ist mein Ende. Nacheinander
 Erheben Häuser sich, zerfallen, werden angebaut,
 Abgetragen, zerstört, erneuert oder an ihrer Stelle
 Ist ein freies Feld, eine Fabrik, eine Autobahn,
 Alte Steine werden Neubau, altes Holz neue Feuer,
 Einstiges Feuer Asche und Asche wird Erde,
 Die schon besteht aus Fleisch, Fell, Fäkalien,
 Gebein von Mensch und Tier, Stroh und Laub.
 Häuser leben und sterben: Bauen hat seine Zeit,
 Leben und Zeugen hat seine Stunde.
 Zu seiner Zeit bricht der Wind die gelockerte Scheibe,
 Rüttelt an den Dielen, wo die Feldmaus trabt,
 Reißt am verschließnen Gobelin mit der eingewebten Devise.
 In meinem Anfang ist mein Ende.

(Übersetzt von Nora Wydenbrock)

Der Mensch versucht, dem Unbehagen seiner Zeiterfahrung durch den Rausch der Geschwindigkeiten zu entgehen und durch das, was sich überhaupt nicht treffender denn als Zeitvertreib bezeichnen läßt. Eine besondere Rolle spielt dabei der Mißbrauch der Musik als derjenigen Kunst, die Gestalten in der Zeit hervorbringt. Hektischer Betrieb, übersteigertes Tempo, pausenlose Arbeit, Passionen und Sensationen vermögen jedoch nicht, das Unbehagen zu überwinden, weil in alledem schlecht verhüllt dieselbe Öde, dieselbe diabolische

Langeweile steckt, die nichts anderes als eine Form der Verzweiflung ist. Der Kampf gegen die Zeit verwandelt sich in eine Flucht vor ihr. Es gehört zur Ironie unseres Schicksals, daß die Vehikel, mit denen man aus der Zeit zu fliehen trachtet, von ihr getrieben sind, sei es die Musik, sei es das Auto. Die Vernichtung wird uns überholen, weil sie mit der Zeit schon in uns ist; sie wird uns überholen, wie der Tod den Fahrer überholt hat, der am Straßenrand liegt.

Ein bedenkliches Schauspiel bietet sich also, wenn wir unsere Zeit unter dem Gesichtspunkt der Zeit betrachten: die menschlichen Möglichkeiten innerhalb der Zeit werden ausgeweitet, zugleich gehen die Sicherungen gegen die Zeit verloren, werden die soeben gewonnenen Möglichkeiten mißbraucht. Mitten in dieser Problematik von Zeit und Zeitlichkeit, von Technik und Gesellschaft, mitten in noch offenen Entscheidungen stehen auch Rundfunk und Fernsehen. Das werde nun genauer untersucht. Ich werde mich dabei, soweit es sich nicht um allgemeine Fragen handelt, in erster Linie auf das Programm des Hörfunks beziehen. Es sei mir erlaubt, einmal davon zu sprechen, wie es ist, ein andermal, wie es sein sollte . . .

*

Die modernen Verkehrs- und Nachrichtenmittel machen diejenigen, die sich ihrer bedienen, in einem hohen Maß von Raum und Zeit unabhängig; den Wandlungen, die dadurch in der Menschenwelt heraufgeführt wurden, wird eine rein quantitative Beschreibung nicht gerecht. Denn alle Mittel, deren er sich bedient, wirken auf den Menschen zurück. So hat sich zugleich mit seiner Welt auch das Lebensgefühl des Menschen tiefer denn je seit den Tagen der Kopernikus und Columbus verändert. Alle diese Veränderungen beziehen sich auf die Zeit. Ich wies bereits darauf hin, daß auch der Raum einen zeitlichen Aspekt hat. Es kommt für die menschlichen Beziehungen nicht darauf an, wie weit ein Ort X von einem Ort Y entfernt ist, sondern ausschließlich darauf, wie schnell, also in welcher Zeit eine Wirkung, ein Gegenstand, ein Mensch von X nach Y gelangt. Nun vermittelt die Nachrichtentechnik mit Lichtgeschwindigkeit über große Entfernungen und weite Bereiche Informationen sowie optische und akustische Bilder von Ereignissen. Es handelt sich dabei nicht etwa um eine Überbrückung des Raumes, als ob der Hörer oder Zuschauer auf irgendeine geheimnisvolle Weise am Ort des Ereignisses sei; ihm wird lediglich dessen Bild vorgestellt, vergegenwärtigt. Bei Telegraphie und Telephonie ist die Übermittlung gerichtet, bei Rundfunk und Fernsehen wird die Wirkung über eine breite Fläche ausgestrahlt, „breit gestreut“, wie es im Englischen heißt. Rundfunk und Fernsehen sind also Kommunikations- und Vervielfältigungsmittel zugleich; ihre Wirkung erreicht eine große Zahl von Empfängern zur gleichen Zeit. Der Preis dafür ist ein doppelter. Erstens ist im Gegensatz etwa zum Telephon der Kontakt zwischen einem Sprecher und dem Zuschauer vor dem Empfänger einseitig, ja uneigentlich und beinahe abstrakt. Der Sprecher erscheint gleichzeitig auf zahllosen Bildschirmen. Er scheint jeden einzelnen Zuschauer anzusehen, sieht aber niemand und nichts als das Objektiv der Kamera. Der Zuschauer hingegen, der den Sprecher hört und sieht, kann sich diesem auf keine Weise bemerkbar machen. Zweitens richtet sich die Sendung an eine sehr große Zahl von Zuschauern und an sehr verschiedene Gesellschaftsgruppen; jede muß ihre Tage anders einteilen und

stellt andere Forderungen an das Programm. Dieses kann also gar nichts anderes als ein Kompromiß sein, der jede Konzeption, jede höhere Ordnung zu verwischen droht.

Nicht nur das Bild eines in der Ferne jetzt stattfindenden, auch das Bild eines vergangenen Ereignisses kann durch die Speichermittel für Bild und Ton, vor allem also durch Film und Magnetband, vergegenwärtigt, zur Gegenwart gemacht werden. Diese Mittel erlauben es auch, abgesehen von der Reproduktionsmöglichkeit, den zeitlichen Ablauf zu raffern oder zu dehnen, zu stilisieren oder zu verzerren, aufzulösen oder zu montieren.

Die so oft diskutierten Unterschiede in der Dramaturgie von Theater, Film und Funk, von unmittelbaren Übertragungen und gespeicherten Produktionen lassen sich im wesentlichen aus Unterschieden im Verhältnis zur Zeit ableiten. Dabei darf man sich nicht dadurch beirren lassen, daß diese Verhältnisse einigermaßen unübersichtlich werden, wenn etwa in einem Fernsehspiel Film oder in die Übertragung eines Fußballspiels Bandaufnahmen des Interviews mit einem Mannschaftskapitän eingeblendet werden. Grundsätzlich ist die Dramaturgie des Fernsehens wie diejenige des Theaters durch Zusammenhang und Stetigkeit des zeitlichen Ablaufs gekennzeichnet; beim Film ist er diskontinuierlich, die eigentlichen Kunstmittel sind Schnitt und Montage. Die große Fernsehreportage erfüllt die klassische Forderung nach Einheit von Raum, Zeit und Handlung, während der Filmbericht die Chronologie nach ästhetischen, psychologischen und publizistischen Regeln behandelt und dabei ziemlich willkürlich mit ihr umspringt. Dieser Destillationsvorgang verleiht zwar dem Filmbericht einen höheren künstlerischen Rang, gefährdet aber die Wahrheit. Die Fernsehreportage hingegen verfügt als Kunstmittel nur über Ausschnittgrößen, Perspektiven und den Rhythmus ihres Wechsels. Die Neigung des Fernsehens zu zeitlicher Stetigkeit ist so groß, daß selbst dort, wo Film verwendet wird, die durchschnittliche Länge der einzelnen Schnitte ein Vielfaches derjenigen bei Spielfilm und Wochenschau betragen muß, um ertragen werden zu können.

Bisher haben wir Rundfunk und Fernsehen behandelt, soweit ihre Technik und ihre Dramaturgie mit der Zeit zu schaffen haben. Wichtiger für uns ist die Tatsache, daß das Programm die Zeit auf eine neue Weise ordnet. Die neue Ordnung überlagert sich der alten von Tages- und Jahreszeiten und löst diese vollends auf. Vorgänge dieser Art können wir überall beobachten. Die Frage nach ihrer Bilanz, nach Gewinn und Verlust bleibt vorerst offen. Bedenklich wäre es jedenfalls, wenn die Ordnung des Programms nur in einer Art Fahrplan, in einer Aneinanderreihung von Angeboten bestünde. Bedenklich wäre es auch, wenn der Inhalt der Sendungen die Auflösung, das Verfallen des Daseins in der Zeit förderte, statt es zu verhindern. Es soll auch vorkommen, daß der Rundfunk zerstreut, wenn er sammeln sollte, zur Sammlung zwingt, wenn es besser wäre, zu unterhalten. Schon das ununterbrochene Angebot als solches lähmt die eigene Aktivität, der Zeit Herr zu werden in sinnvollem Tun, in Spiel und Gespräch, in der liebevollen Pflege von Steckenpferden, in der Muße, der Stille und im Schweigen. Ein Überangebot an leichter Unterhaltung einer gewissen Art verdirbt den Appetit auf Besseres, die Überschwemmung mit Musik läßt dem Hörer keine Ruhe, sie betäubt ihn durch Rhythmus, Tempo und Klang. Es gibt Programme, die, statt den persönlichen Tagesablauf ordnen und erfüllen zu helfen, ein Surrogat zermahle-

ner Zeit ins Haus liefern. Da es außerdem üblich geworden ist, zur gleichen Zeit zu hören und anderes zu treiben, bereichert „das Radio“ die vielen Spielarten schizoiden Tuns um eine weitere. Wohlverstanden: ich sage nicht, so sei es um die deutschen Rundfunkprogramme und ihre Hörer bestellt. Aber ich fürchte, daß die Sendezeiten viel zu lang sind, um sie auch nur einigermaßen mit wertvollen Produktionen zu füllen. Ich fürchte, daß die Ängstlichkeit der Verantwortlichen, die Technik der Produktion, die Routine im Arrangement der Programme zu deren völliger Erstarrung führen könnte. Ich fürchte, daß es einer beinahe schon heroischen Anstrengung bedarf, ein Programm, das diesen Namen verdient, gegen alle sachlichen Schwierigkeiten und persönlichen Widerstände auch nur zu entwerfen.

Angesichts der Gefahren, die der Rundfunk heraufbeschworen hat, scheint es nahe zu liegen, die ins Kraut geschossene Ausnutzung technischer Möglichkeiten tüchtig zu beschneiden. Das würde etwa heißen, Bandaufnahmen und den perfektionierten Schnitt einzuschränken, das Programm enger an die alt überlieferte Ordnung der Zeit anzuschließen und vielleicht sogar die tägliche Sendezeit zu verkürzen. Solche Wünsche gibt es und noch weitergehende, das Programm zu regulieren, rationieren, zensieren . . .

Die natürlichen Ordnungen, insbesondere diejenigen der Zeit, können uns tragen und heilen. Aber sie engen doch auch zugleich unser Dasein und die Möglichkeiten seiner Entfaltung ein. Der Mensch vermag sich, obwohl verwundbar, empfindlich und kompliziert, mehr als ein anderes Wesen sehr verschiedenen Bedingungen anzupassen. Aber seine Natur, seine Bestimmung treiben ihn trotzdem, die natürlichen Grenzen seines Daseins zu erweitern und zu durchbrechen. Mag er damit Gefahren heraufbeschwören, es macht seine Größe aus, sich vom Bedingenden zu befreien und die Schöpfung durch Erkenntnis, Kunst und Technik zu vollenden. Nicht die Anpassung an die Natur, sondern die Herrschaft über sie ist das Kennzeichen des zu dieser Herrschaft berufenen Wesens. Es kann sich diesem Auftrag nicht entziehen. Trotzdem hat diese Herrschaft wie jede andere ihren Preis: Wer sich vom Bedingenden befreit, den trägt es nicht mehr; wer in den natürlichen Lauf der Dinge einmal eingegriffen hat, muß ihn immer regulieren; wer sich emanzipiert, übernimmt die Verantwortung; wer die Natur mit Apparaten beherrscht, ist in Gefahr, zu ihrem Sklaven zu werden. Aber wir wollen uns hier nicht auf die Dialektik von Bindung und Freiheit einlassen, sondern diese Erwägungen unmittelbar auf unser Thema anwenden.

Funk und Fernsehen machen uns, wie wir sahen, von gewissen zeitlichen Bindungen und Bedingungen unabhängig. Der Mensch kann auch auf diesem Gebiet nicht darauf verzichten, die ihm gebotenen und von ihm geschaffenen Möglichkeiten auszunutzen. Er würde sich selbst untreu werden und nichts gewinnen. Es wäre also nicht nur ein schlechter Dienst an der Gesellschaft, es wäre auch ein anthropologischer Irrtum, etwa das Programm auf den Tageslauf des Bauern zuzuschneiden, weil dieser „ein natürliches Leben führe“, oder Stunden der Funkstille einzulegen, „um Stille zur Besinnung zu gewähren“, oder Informationen zu unterdrücken, weil sie beunruhigen könnten, oder nur Wertvolles und Wichtiges zu senden, um der Zerstreuung und Verflachung keinen Vorschub zu leisten. Ein politischer Mißbrauch aber wäre es, diesem unter anderem zur allseitigen Information und zum Forum der

öffentlichen Meinung bestimmten Instrument den wie immer konstruierten Maulkorb einer wie immer motivierten Zensur anzulegen oder es — man ist in Deutschland auf dem besten Wege dazu — zum Sprachrohr der jeweiligen nach dem Proporz aufgegliederten Majorität zu degradieren.

Wir sollten nicht dem abendlichen Gespräch am Brunnen nachtrauern, sondern uns fragen, wie dessen gesellschaftliche Funktion heute erfüllt werden kann. Wir sollten auch nicht sehnsüchtig nach dem Naturschutzpark der plebiszitären Demokratie blicken, statt uns zu bemühen, die Demokratie der großen Mengen vor der administrativen Erstickung zu bewahren. Wir würden dann sehen, daß an Stelle des Gesprächs am Brunnen die technischen Kommunikationsmittel getreten sind und daß einem politisch und wirtschaftlich unabhängigen Rundfunk die Aufgabe eines regulierenden Organs der öffentlichen Meinung zugefallen ist, wie sie anderweitig etwa von den Landsgemeinden wahrgenommen wird. Es gibt eine romantische Beziehung zur sogenannten Natürlichkeit und zur Vergangenheit, zu der sogenannten „guten alten Zeit“, eine romantische Beziehung, die ein Symptom unserer gespannten Beziehungen zur Zeit selbst, ein Fluchtversuch aus unserer Zeit ist. Von hier aus ist kein Ansatz zur Reform des Rundfunks und seines Programms zu gewinnen. Wenn wir es besser machen wollen, als es ist, und vermeiden, wie es zu werden droht, müssen wir behutsamer zu Werke gehen.

*

Wir haben bis jetzt zwei Abschnitte auf unserem Gedankengang zurückgelegt: sie betrafen das Verhältnis des Menschen und das Verhältnis des Rundfunks zur Zeit. Vor dem dritten und letzten Abschnitt steht die Frage: Wie muß ein Rundfunkprogramm beschaffen sein, damit es dem Menschen gegen die Zeit helfe, statt ihr Zerstörungswerk zu fördern?

Bevor wir in diese Untersuchung eintreten, müssen wir den Bereich abgrenzen, innerhalb dessen das Programm für seine Wirkungen verantwortlich gemacht werden kann. Was wir nämlich als „den Rundfunk“ bezeichnen, umfaßt mehr als die Angestellten und freien Mitarbeiter der Stationen, mehr als Studios und Sender und Programme. Der Rundfunk umfaßt ebenso die Empfänger, die Hörer und Zuschauer. Sicher gibt es Regeln, denen das ausgestrahlte Programm entsprechen sollte. Wir werden davon noch zu reden haben. Aber ebenso sicher ist die Auswahl und ihr Ethos Sache des Hörers oder Zuschauers selbst. Alle Versuche, das Programm im Sinn einer Bevormundung des Zuschauers regeln zu wollen, scheitern an dieser Feststellung. Der Hörer wird auch nicht alle seine Wünsche mit Hilfe des Rundfunks befriedigen können. Vom angebotenen Programm jedoch ist zu verlangen, daß es dem Hörer oder Zuschauer eine sinnvolle Auswahl des Besten möglich macht, vielleicht sogar nahelegt.

Das Programm kann auf dreierlei Weise dem Hörer gegen die Zeit helfen: indem es die natürlichen Ordnungen der Zeit, nach denen es sich nicht richten kann, wenigstens enthält; indem es während gewisser Tageszeiten nicht nur aus aneinandergereihten Teilen besteht, sondern wirklich komponiert ist, also Gestalt besitzt; schließlich indem einzelne Sendungen selbst dann und wann den Kreis zeitlicher Bedingungen durchbrechen und zum Zeitlosen und Unbedingten führen.

Welche Zeiten also, welche zeitlichen Ordnungen sollen im Programm enthalten sein und seine Struktur und seinen Inhalt beeinflussen? Die Tageszeit kann nur einen sehr begrenzten Einfluß auf das Programm ausüben, denn der Rundfunk soll ja sozialen Gruppen mit sehr verschiedener Tageseinteilung seine Dienste anbieten. Es gibt Hörer, deren „Morgen“ am Mittag oder gar am Abend liegt, deren Arbeitstag die Nacht ist. Wir kommen nicht weiter, ohne im Hinblick auf die Hör- und Lebensgewohnheiten den verschiedenen Sendezeiten sehr verschiedene Gewichte zuzuerkennen. Die Kurven der Hörerzahlen in Abhängigkeit von der Tageszeit zeigen drei ausgeprägte Maxima: am Morgen, am Mittag und am Abend. Trotzdem handelt es sich bis zum späten Nachmittag an Werktagen — abgesehen von den Nachrichten und von Sendungen für bestimmte Gruppen (etwa Schulen oder Landwirte) — um Sendungen geringeren Gewichts, um Auflagen, Zugeständnisse, überwiegend aber um eine Art Begleitmusik für Arbeit oder Muße. Nichts wäre verkehrter, als hier bedeutende oder allerdings auch aufdringliche Musik zu verwenden. Am frühen Morgen verdirbt Beethoven ebenso den Magen wie Tanzmusik; Schlager-
texte sind sowenig erbaulich wie die meisten Morgenandachten. Wer seinen Morgen in Stille oder Andacht begehen oder sich beim Mittagsmahl friedlich mit den Seinen unterhalten will, der bedient sich des Rundfunks am besten, indem er ihn abstellt. Der Abend aber ist für den weit überwiegenden Teil der Zuschauer der Feierabend. Als solcher sollte er auch im Programm erscheinen. Er ist die wichtigste Sendezeit, die einzige, in welcher die Familie zusammen ist und der Rundfunk volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen darf. In ihr muß das Programm mit großer Sorgfalt komponiert sein, so daß es wirklich Gesicht und Gestalt annimmt und weite Kreise und jeweils die ganze Familie angenehm unterhält.

Was freilich angenehme Unterhaltung ist, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Wer das feststellt und die Wünsche der Hörer ernstnimmt, muß auch den Lauf der Woche durch den besonderen Charakter gliedern, den er den einzelnen Wochentagen gibt. Dadurch erhält das Programm eine gewisse Ruhe, der Hörer weiß, woran er ist, und fühlt sich eher veranlaßt, den einen oder anderen Abend auszulassen oder auszuwählen. So ist es richtig, je einen Abend dem Symphoniekonzert, der Operette oder der leichten Unterhaltung, dem Hörbild oder der großen Dokumentarsendung und dem Hörspiel vorzubehalten und das Nebenprogramm jeweils anzupassen.

Sonntage, Feiertage und Gedenktage, gefärbt durch die Jahreszeiten, gliedern das Jahr. Diese Ordnung ist erhalten geblieben und drückt sich auch mehr oder minder deutlich im Programm aus. Aber die Sonntage leiden im Rundfunk ebenso wie in der Familie darunter, daß kaum jemand mehr fähig ist, Muße, Gedenken und Feier aus der Mitte seines Wesens und dem Kern ihres Anlasses zu begehen. Da wir uns selbst unbehaglich geworden sind und dem bohrenden Schmerz der vergehenden Zeit zu entgehen trachten, da wir beginnen die Stille zu fürchten, in welcher der unheimliche Ton zu vernehmen ist, den wir vom „Warten auf Godot“ kennen, sind wir auf Zerstreuung, auf Zeitvertreib angewiesen; da der Sonntag weniger der Tag des Herrn als des Ausschlafens, der Öde in Erschöpfung und des motorisierten Ausflugs geworden ist, wird sein Radioprogramm zu einem beinahe schon grotesken Potpourri aus Gottesdienst und Blasmusik, Kammermusik und Kurkapelle, Kaffeekabarett und Volkstheater, Fußball und Symphonie. Am Sonntag und an den

Feiertagen zeigt sich mit voller Deutlichkeit, daß es nicht gelungen ist, die großen Überlieferungen in angemessener Weise in unsere Welt zu übertragen. Eine nüchterne Bilanz zeigt weiter, daß Stoffe und Gestalten, Autoren und Künstler und die im Pulsschlag der Geschichte gelieferte Kunde der Tagesereignisse gerade ausreichen, um ein Programm zwischen dreißig und fünfzig Wochenstunden sinnvoll zu nähren — wenn man von der Funktion der Hintergrundmusik absieht. Diese dreißig bis fünfzig Stunden bedeuten aber nicht viel mehr als die Abende und einen kleinen Teil des Samstagnachmittags und des Sonntags. Alles, was darüber hinausgeht, ist Füllung, Wiederholung, Verlegenheit und ein wenn auch notwendiges Zugeständnis an Bedürfnisse der Hörer. Es scheint notwendig zu sein, viele mittelmäßige Sendungen zu produzieren, um wenige Höhepunkte des Programms möglich zu machen.

Anders als beim Hörfunk liegen die Dinge beim Fernsehen. In diesem Lande sind seine Sendezeiten kürzer, als es dem subjektiven und objektiven Bedürfnis des Zuschauers entspricht. Er hat also gar nicht die Möglichkeit zu wählen, er ist dem Programm sozusagen ausgeliefert. Er wird so der Wahl und ihres Ethos entwöhnt. Das Fernsehprogramm muß im Lauf der Jahre auf dieselbe Zeit von dreißig bis fünfzig Wochenstunden verlängert werden, auf die das wesentliche Hörfunkprogramm reduziert erscheint. Erst ein innerhalb gewisser Grenzen erweitertes Fernsehprogramm würde auch öfter anspruchsvolle Sendungen für qualifizierte Minderheiten rechtfertigen.

*

Wir haben bisher mehr von der Einteilung und den Schwerpunkten als von der inneren Struktur des Programms gesprochen. Ausschlaggebend dafür ist die Komposition, wenn man will die Dramaturgie derjenigen Sendezeiten, die wir als Schwerpunkt des Programms ansehen dürfen, vorab also der Abende. Von den sorgfältig komponierten Abenden soll eine ordnende und beruhigende Wirkung auf den Zuschauer ausgehen und die oft fast unerträgliche Spannung lösen, durch die sein Verhältnis zur Zeit bestimmt ist. Leider wurde noch keine Dramaturgie des Programms geschrieben. Die Balance mit Musik und Wort, Längen und Pausen, Inhalten und Tempo, Niveau und Stil, Kontrast und Homogenität wird fast ausschließlich nach dem Gefühl, unter Zuhilfenahme einiger Erfahrung, erreicht. Wichtig für unser Thema ist nur, daß die verhältnismäßig kurzen Sendezeiten von wirklichem Gewicht überhaupt komponiert sind. Mit anderen Worten: Die Speisekarte, die das Programm darstellt, muß auch einige fertige Menüs aufweisen. Diese allerdings sollten nur Sendungen enthalten, die sich selbst rechtfertigen und ihren Platz im Programm weder dem Ressort-Ehrgeiz der Abteilungsleiter, noch einem kameralistischen Haushaltsplan verdanken. Nur von solchen Abenden vermag eine sammelnde Wirkung auszugehen, auch wenn sie unterhaltend sind. Sie fördern nicht die Trägheit des Geistes durch Zerstreung und Betäubung, sondern helfen mit, der gestaltlosen, beängstigenden, verwirrenden Zeit Herr zu werden.

Trotz alledem wird kein wie immer geartetes Programm nur durch formale Qualitäten den Menschen aus seiner Verhaftung in der Zeit lösen, nicht einmal für einen Augenblick oder eine Atempause. Das vermag nur die einzelne Sendung selbst. Wir haben uns zu fragen, welche Sendungen imstande sind,

den Bann der Zeit zu brechen und den Hörer aus der Verbannung — und sei es wirklich nur für einen Augenblick — hinaus- und heimzuführen. Ich bin versucht zu sagen, es sei zunächst die Musik, die dadurch, daß sie Gestalt im Ohr, Formung des zeitlichen Ablaufes ist, die gestaltlos verrinnende Zeit überwindet. Mit ihr wird allerdings — ich deutete es bereits an — schlimmer Mißbrauch getrieben, an dem der Rundfunk sein gerüttelt Maß Schuld trägt. Dieser Abusus der Musik bewirkt nicht nur eine Art von erregter Betäubung, er stumpft auch gegen die höchsten Hervorbringungen des musikalischen Genius selbst ab. Warnen möchte ich an dieser Stelle davor, die sogenannte leichte Unterhaltung zu unterschätzen. Sie kann eine legitime Hilfe sein, die uns hält und erheitert, wenn Müdigkeit und Melancholie und das inhaltlose Vergehen der Zeit uns zu überwältigen drohen. (Vgl. dazu Werner Schöllgen, „Soziologie und Ethik der Unterhaltung“ in „Aktuelle Moralprobleme“, Düsseldorf 1955.)

Die wahre Erlösung aus der Zeit gewährt nur der Glaube. Die Ewigkeit ist in Einem in der Zeit und über der Zeit. Wir sahen eingangs, daß der Mensch hoffnungslos der Zeit dann ausgesetzt ist, wenn er der religio verlustig ging, wenn er über die Natur, die eine Natur des unaufhaltsamen Vergehens in der Zeit ist, nicht mehr hinauslangt ins Ewige. Was liegt also näher, als dem Wort Gottes auch durch den Rundfunk Gehör zu verschaffen, und zwar nach Maßgabe der geistlichen Zeit, der Sonntage und Feiertage des Kirchenjahres? Allein in der jährlichen Wiederholung der Geschichte des Herrn und in der Feier des Andenkens seines Wirkens sind Zeit und Welt in der großartigsten, jeden Gläubigen immer wieder ergreifenden Weise überwunden. Über die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, daß Gottes Wort als Menschenwort verkündet wird, daß die Kirche nicht nur mit religiösen, sondern auch mit gesellschaftspolitischen Zielen auf den Plan getreten ist und daß der technische und gesellschaftliche Apparat des Rundfunks sich nun einmal nicht mit der Feier der Kultmysterien verträgt, darüber brauchen wir uns hier nicht zu verbreiten. Diese Schwierigkeiten sind belanglos gegenüber der neuen Wirkungsmöglichkeit, die durch den Rundfunk dem Wort Gottes erschlossen wurde. Jedoch wird sie — aus welchen Gründen immer — noch nicht oder nicht richtig ausgenutzt.

Nun ist die Zeit für kirchliche Sendungen begrenzt, und nicht alle Hörer sind bereit, sie sich anzuhören. Aber es gibt noch andere Möglichkeiten, auch für diese Hörer und auch außerhalb der kirchlichen Sendungen dem, was über der Natur und jenseits der Zeit ist, Gehör zu verschaffen. Die erste bietet die Natur selbst; sie ist heute in einem Grade erhellt, der sie gleichsam durchscheinend macht für die ewigen Bezüge. Es ist eine Frage der sachlichen Sauberkeit und der Lauterkeit der Absichten, die Erscheinungen so darzustellen, daß Plan und Werk der Schöpfung sichtbar werden. Eine zweite Möglichkeit enthalten die Dichtung und jede wahre Kunst. Thomas von Aquin hat das Schöne „splendor veri“, den Glanz des Wahren, genannt. Er kann nichts anderes damit gemeint haben als den Abglanz der ewigen Wahrheit. Wir haben Grund anzunehmen, daß die Idee eines Kunstwerkes — mag dieses Werk so vergänglich sein wie das des Schauspielers — unzerstörbar aufgehoben ist in der Ewigkeit Gottes. Jedes leibhaftige Kunstwerk wird davon zeugen. Allerdings wird damit auch ein Maßstab für das, was Kunst sei, aufgerichtet, vor dem einiges kaum bestehen wird, das wir unter dem Vorwand der Kunst vorführen . . .

Die letzte Möglichkeit — und damit schließt sich der Kreis unserer Überlegungen — ist der Mensch selbst. Er ist ja das Ebenbild Gottes und deswegen und kraft der Unsterblichkeit seiner Seele selbst der Repräsentant des Ewigen in der Zeit. Die Zeit kann einen Menschen verschlingen und dem Nichts ausliefern. Er kann mit sich so zerfallen, er kann so zerstört, so nichtig oder so verworfen sein, daß er nicht mehr für den Anteil zu zeugen vermag, den er am Ewigen hat. Aber der Mensch in „grandeur et misère“, zwischen Gut und Böse, in seinem Kampf mit der Zeit bringt das Ewige nah: sei es durch die Beispielhaftigkeit seines Daseins und seines Schicksals, sei es durch den Abglanz der Gnade, die auf ihm liegt, sei es durch den unergründlichen Eros. Deshalb und nur deshalb sind es die großen Augenblicke unseres Instruments, wenn es das Menschenbild im Raum und in der Zeit vermittelt, Bilder von Menschen in ihrer Armseligkeit und in ihrer Größe. Deshalb können Rundfunk und Fernsehen gar nichts Besseres zu tun, als immer wieder Menschen vorzustellen, auf jede Weise, in jedem Zusammenhang, in jeder Programmsparte. Sie sind auch die Zeugen, ohne die der Glaube nicht verkündet werden kann. In ihnen vollzieht sich die Berührung von Zeit und Ewigkeit im schöpferischen Einfall, in der reinen Erkenntnis. Wir finden den Menschen noch einmal in der Dichtung. Die aristotelische Bestimmung der Tragödie beschreibt, was geschieht, wenn Zuschauer und dramatis personae sich begegnen. Wir brauchen aber vor Kamera und Mikrophon auch den Zeitgenossen selbst. Freilich mag man mit der Laterne suchen, um Menschen zu finden, denen die beispielhafte Kraft personalen Daseins eigen ist. Wir finden sie nur selten und nicht dort, wo wir sie zu suchen pflegen. Das ist noch trauriger als der vielberufene Mangel an sogenannten Mitarbeitern. Denn nur der Mensch, der mir gegenübersteht, vermag das Ewige in mir selbst hervorzurufen.
